

Regina Meißner

Nebel-
funke

*Bitter
sweet*



BitterSweets,
die E-Shorts von bittersweet.de
Große Gefühle in kleinen Portionen!

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter.
Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

bittersweet

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2015

Text © Regina Meißner, 2015

Lektorat: Nicole Boske

Redaktion: Isabell Schmitt-Egner

Umschlagbild: shutterstock.com / © Lianella / © Ursa Majora

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-646-60123-7

www.carlsen.de

Regina Meißner

Nebel-
funke

Bitter
sweet





Zwischen umgekippten Baumstämmen, verschütteten Wegen und in einem Wald, der nicht mehr als solcher zu erkennen ist, merkt man die Auswirkungen des Sturmes besonders. Während unsere Stadt nur zu Teilen verwüstet wurde, sehe ich erst im Dickicht, wie schlimm es uns wirklich getroffen hat. Zum wiederholten Male stolpere ich über eine Wurzel. Eiskalter Wind peitscht mir um die Ohren. Meine Hände sind schon tief in den Manteltaschen vergraben, ein Schal hält mich nur notdürftig warm. In kleinen nebligen Wolken manifestiert sich mein Atem. Zerstörung zeigt sich in meinem Sichtfeld, die Auswirkungen des Sturms sind verheerend.

Wenn ich nun den Blick wende und den Berg hinunter auf unsere Stadt schaue, spüre ich, dass sich etwas geändert hat. Unsere Stadt ist nicht mehr dieselbe. Dieser Gedanke – diese Gewissheit – löst Wut in mir aus, die sich mit einer kleinen Prise Genugtuung vermischt. Ich habe es satt! Ich habe mein Leben satt, das mir jegliche Freiheiten verbietet. Meine Hand ballt sich zu einer Faust, als ich an meine Eltern denke, die schon seit Monaten auf der Suche nach einem potenziellen Ehemann für mich sind. Zorn sammelt sich in mir, als ich mich an der Seite eines Fremden sehe – auf ewig gebunden, auf ewig verflucht. Die Bewohner Santains sehen darin nichts Schlimmes, es ist Tradition, dass die Eltern sich auf die Suche nach einem passenden »Bräutigam« begeben. Fand ich die Vorstellung als kleines Kind noch romantisch, treibt sie mich nun zur Weißglut. Wer bin ich, dass ich mir nicht aussuchen darf, mit wem ich mein Leben verbringe? Wer bin ich, dass ich mich unter den Scheffel eines anderen stellen muss?

Im Grunde meines Herzens weiß ich, dass meine Eltern es nicht böse meinen und wahrscheinlich nur das Beste für mich wollen. Aber woher sollen

sie wissen, was das ist, wenn ich selbst davon keine Ahnung habe?

Seit heute Morgen beseitigen fleißige Männer und Frauen die Schäden, die das Unwetter angerichtet hat. Ich weiß, dass ich eigentlich dort unten sein sollte. Dass meine Hände mit anpacken müssten, damit Santain irgendwann wieder zu dem Ort wird, den ich mein Zuhause nenne. Aber irgendwie schaffe ich es nicht.

Ich denke an Noah, meinen besten Freund seit Kindertagen, der, pflichtbewusst und besonnen, gewiss schon seinen Teil geleistet hat. Vielleicht sind meine Eltern mittlerweile auf der Suche nach mir; näher liegt jedoch der Verdacht, dass sie vor lauter Arbeit gar nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht.

Entschlossen gehe ich immer tiefer in den Wald hinein. Ich merke, dass der Winter nicht mehr lange auf sich warten lässt. Kahle Äste ragen in mein Blickfeld und verstärken das ungute Gefühl in mir. Ich habe kein richtiges Ziel, irgendwie will ich nur weg. Den Kopf frei bekommen, Luft schnappen, etwas anderes sehen. Vor mir auf dem Boden liegt ein Baumstamm, auf dem ich seufzend Platz nehme.

Wieso, so frage ich mich zum wiederholten Male, helfe ich den anderen nicht? Ich könnte die Zähne zusammenbeißen und den Menschen helfen. Es ist nicht schwer Möbel zu tragen, sich um Verletzte zu kümmern oder verirrte Kinder zu ihren Familien zurückzubringen. Keine dieser Tätigkeiten erfordert etwas, das ich nicht geben kann. Trotzdem drehe ich nicht um, male stattdessen mit meinem Schuh Muster in den mit Torf bedeckten Boden. Da unten, wo sie jetzt gerade alle arbeiten, wo sie versuchen, etwas zu retten, was nie wirklich funktioniert hat, gehöre ich nicht hin, auch wenn ich mein ganzes Leben dort verbracht habe. Meine Augen kennen jeden Winkel, mein Herz jeden Menschen, aber irgendetwas fehlt. Seufzend vergrabe ich meinen Kopf zwischen den Armen. Nun, wo ich ruhig sitze, spüre ich die Temperaturen nur deutlicher. Die Kälte zerrt an mir, so dass ich gezwungen bin, den Reißverschluss der Jacke noch ein wenig höher zuzuziehen. Stille

breitet sich um mich herum aus. Alle Vögel scheinen von diesem Ort geflohen zu sein, nichts regt sich mehr im Dickicht. Ich bin allein. Völlig allein.

Sekunden werden zu Minuten und bald habe ich ganz vergessen, wie lange ich schon auf dem Baumstamm sitze. Mir wird immer kälter, aber ich nehme es kaum wahr. Wut, Enttäuschung und Resignation kämpfen in meinem Inneren erbittert miteinander. Meine Augen fixieren den Boden, lernen die Ansammlung der kleinen Steinchen auswendig.

Ein ohrenbetäubender Knall weckt mich aus meiner Starre, bringt mein Trommelfell zum Beben. Panisch springe ich auf und reiße den Kopf herum. Was war das? Ich mustere die Umgebung und beginne zu zittern. Der Boden erbebt unter meinen Füßen. Was ist hier los? Folgt auf den Sturm nun noch ein Erdbeben? Mein Herz schlägt in einem unregelmäßigen Takt.

Weg hier, ist mein erster Gedanke. Überstürzt will ich den Hügel hinabrennen, als ich bemerke, dass sich mein lilafarbener Schal in einem Ast verfangen hat. Widerwillig drehe ich mich noch einmal um und zerre an dem gestrickten Einzelstück. So fest ich auch ziehe, er will sich einfach nicht lösen. Schweißtropfen bilden sich auf meiner Stirn, ich beiße die Zähne aufeinander.

Eins, zwei, drei, zähle ich im Geiste und motiviere mich so. In diesem Moment poltert es erneut. Genau wie eben zucke ich zusammen. Angst rast durch meinen Körper. Noch einmal schaue ich mich um – und bleibe wie vom Donner gerührt stehen.

In meiner Kehle entsteht ein walnussgroßer Kloß, den ich auch nach mehreren Anläufen nicht herunterschlucken kann. Schnell ziehe ich meinen Kopf aus der Schalschlaufe, flüchte mich dann hinter einen der besonders breiten Bäume, die der Sturm nicht in Mitleidenschaft gezogen hat. Zwar geht meine Atmung leise und flach, aber ich bin mir sicher, dass mein lauter

Herzschlag mich verraten wird. Da mir die Beine derart zittern, geben sie unter meinem Gewicht nach, so dass ich auf den Boden sinke. Verzweifelt kralle ich mich an der Baumrinde fest, um nicht das letzte bisschen Halt zu verlieren. Erst dann richtet sich mein Blick wieder auf den gigantischen viereckigen Rahmen, der nun mitten im verwüsteten Wald steht. Ich muss meine Augen mehrmals zusammenkneifen, um mich davon zu überzeugen, dass ich nicht halluziniere. Aber so oft ich auch blinzele, das wuchtige Monument bleibt.

Es ist gigantisch groß und erinnert mich an einen reichlich verzierten Bilderrahmen. Die einzige Ausnahme besteht in der Tatsache, dass sich in seiner Mitte kein Foto befindet, sondern ... ja, was eigentlich? Ich lege den Kopf schief und beuge mich ein Stück nach vorn, um besser sehen zu können. Erst jetzt bemerke ich eine Art Nebel, der sich auf mysteriöse Art und Weise mitten im Rahmen zusammenballt. In dicken Schwaden verfestigt er sich. Ein Teil von mir weiß, dass es besser ist, Abstand zu wahren, am besten schnell nach Santain zurückzulaufen und Hilfe zu holen. Doch da gibt es auch einen anderen Teil, diesen einen, den ich seit meiner Pubertät zu verbergen suche, der aber in letzter Zeit immer mehr an die Oberfläche drängt. Es ist der Teil, der nach einem Abenteuer sucht. Der das geregelte Leben satt hat und in Verwirrungen verstrickt sein möchte. Neugierde kommt in mir auf, aber sie ist nicht groß genug, um die Angst zu besiegen, die mir einen Schweißausbruch nach dem anderen beschert.

Was passiert gerade? Das ... kann doch nicht sein! Wie ist es möglich, dass ...? Meine Gedanken überschlagen sich, nehmen aber ein abruptes Ende, als sich der mystisch weiße, beinahe silbrige Nebel verdichtet und hinaus in den Wald schwebt, wo er sich auf Äste und Sträucher legt. Er benebelt meine Sinne und lässt mich nicht mehr klar denken.

Instinktiv halte ich mir die Nase zu, während ich gleichzeitig verzweifelt versuche Luft zu holen. Erst als der Nebel weniger wird, arbeitet meine Lunge wieder – und auch mein Gehirn, wie es scheint. Handelt es sich bei dem

viereckigen Ding möglicherweise um eine Art Durchgang? Ein paar Augenblicke vergehen, dann ändert sich abermals etwas. Mit klopfendem Herzen sehe ich, wie eine Gruppe Männer aus dem Durchgang tritt. Sie haben allesamt lange, grau-schwarze Haare und tragen dichte, dunkle Mäntel. Ihre Mienen sind entschlossen, vielleicht sogar ein wenig grimmig, doch sehe ich auch Neugierde darin. Schnell vergrabe ich mich noch tiefer in mein Versteck, wo ich nervös auf meinen Fingernägeln kaue. Innerlich treibe ich mich zur Flucht an, gleichzeitig bin ich fasziniert und schaue wie gebannt auf das Szenario.

Den Anfang hat ein Mann mit wachsamen Augen und resolutem Blick gemacht. Seine Haare wehen gefährlich im Wind. Als er sich suchend umschaute, blieb mein Herz für einen Moment stehen. Optisch unterscheiden sich die Männer kaum voneinander – überhaupt bleibt mir wenig Zeit, sie zu betrachten, da die ersten bereits den Hügel hinunterlaufen. Im Geiste zähle ich durch, wie viele insgesamt durch das Portal treten. Zehn. *Nein*. Auf einmal kneife ich die Augen zusammen und lege den Kopf etwas schief, um besser sehen zu können. Während die seltsamen Gestalten sich bereits in alle Winde verstreut haben, tritt lange nach ihnen ein weiterer aus dem Portal. Er ist jung, aber nicht kindlich. Wirkt stolz, aber auf keine so arrogante Art und Weise wie seine Vorgänger. Außerdem trägt er seine dunklen Haare anders. In sanften Wellen fallen sie ihm bis auf die Schulter. Er wirkt nicht viel älter als achtzehn und bewegt sich nicht so schnell wie die anderen, tritt stattdessen mit Bedacht aus dem Portal und misst den Wald mit seinen Blicken. Weder beeilt er sich, um die anderen Männer einzuholen, noch erweckt er sonst irgendwie den Eindruck, als hätte er hier in Santain etwas zu tun. Meine Verwirrung erreicht ihren Höhepunkt, als er sich auf den Waldboden setzt. Was sucht er hier? Wieso verhält er sich so anders als seine Begleiter?